

Gemeinsamkeiten der drei monotheistischen Religionen

Judentum, Christentum und Islam

Von Friedhelm Zubke

24. 1. 2017

Ein großer Anteil der deutschen Bevölkerung sieht die Christliche Werteordnung als prägend für die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland an. Verinnerlichen Menschen diese Deutungshoheit, dann nimmt sie Einfluss auf deren Identität. Ein In-Frage-stellen ihrer Sicht erscheint dann als Angriff gegen die eigene Person. Hieraus folgt nicht selten eine feindselige Haltung gegenüber anderem Denken religiöser Glaubensgemeinschaften. So reicht die Einstellung zum Islam von Vorbehalten, Ablehnung bis zu Hass. Die Partei Alternative für Deutschland (AfD) zeigt zur Zeit am ausgeprägtesten ihre feindliche Haltung gegenüber dem Islam. Thomas Kröter schreibt am 5. September 2016 in der „Frankfurter Rundschau“ „das bedingungslose Nein zum Islam ist ihr Markenzeichen.“

Ängste und Unsicherheiten von Menschen gegenüber Fremdem und Unbekanntem greift die AfD populistisch auf, indem sie emotional aufgeladene Situationen verstärkt. Für eine Unterscheidung zwischen dem Anliegen des Islam und einer gewaltbereiten islamistischen Gruppierung bleibt dann kein Raum. Aus einem Eintreten für diese Position, resultiert daher häufig eine Abwehr gegen eine Auffassung, die die eigene Identität bedroht sieht. Diese Wahrnehmung scheint ein Motiv für die emotional aufgeladene Reaktion auf die Rede des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2010 gewesen zu sein. Wulff hatte ausgeführt: „Zuallerst brauchen wir eine klare Haltung: Ein Verständnis für Deutschland, das Zugehörigkeit nicht auf einen Pass, eine Familiengeschichte oder einen Glauben verengt, sondern breit angelegt ist. Das Christentum gehört zweifellos zu Deutschland. Das Judentum gehört zweifellos zu Deutschland. Das ist unsere christlichjüdische Geschichte. Aber der Islam gehört inzwischen auch zu Deutschland.“¹

¹ Wulff, Christian: Rede: Vielfalt schätzen – Zusammenhalt fördern. In: Internet: <http://www.Faz.net/aktuell/politik/die-rede-im-wortlaut-christian-wulff-...21.06.2012>.

Zwei Jahre später widersprach Bundespräsident Joachim Gauck Christian Wulff in einem Interview in der ZEIT vom 31. Mai 2012. Gefragt, wie er den Satz Wulffs formuliert hätte, antwortete Gauck „>die Muslime, die hier leben, gehören zu Deutschland.<“²

Ein stabiles Fundament für einen gleichberechtigten Dialog kann daher nicht das Trennende sein, sondern das Verbindende, also Gemeinsamkeiten. In den monotheistischen Religionen selbst findet sich eine ethische Tradition: Sie haben nicht nur einen Gott, sie wenden sich mit einer jeweils anders verlaufenen Geschichte auch an denselben Gott.³ Abraham sehen sie als ihren Urvater an. Im Christentum und im Islam überbringt Engel Gabriel wichtige Botschaften. Im Koran erhalten Maria (arabisch Maryam) und Jesus (arabisch Issa) große Wertschätzung. Gott versichert im Koran „Wir wollen ihn [Jesus (Issa)] zu einem Zeichen für die Menschen und zu einer Barmherzigkeit von Uns machen. Und es ist eine beschlossene Sache.“ (Sure 19. 21)⁴ In diesen drei Religionen gilt das Gebot der Nächstenliebe als ethische Grundlage: im Judentum in Leviticus (3. Mose) 19, 18: „du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ und im Christentum u. a. in Lukas 10,27: „>Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben [...FZ] und deinen Nächsten wie dich selbst.<“⁵

Im Islam wird Nächstenliebe aus der unterschiedlichen Erschaffung der Menschen durch Gott geschlossen. Hieraus folge Neugier auf den Anderen und das Bedürfnis, ihn kennen zu lernen. Der Islam bezieht sich dabei auf Sure 49,13: „O ihr Menschen, Wir haben euch von einem männlichen und einem weiblichen Wesen erschaffen, und Wir haben euch zu Verbänden und Stämmen gemacht, damit ihr einander kennen lernt. Der Angesehenste von euch bei Gott, das ist der Gottesfürchtigste.“

Der Intention der drei Religionen entsprechend entwirft Lessing in seinem 1779 veröffentlichten dramatischen Gedicht „Nathan der Weise“ die Idee von einem gemeinsamen Gott im

² Gauck, Joachim: Interview mit der Wochenzeitung „DIE ZEIT“, 31. 5. 2012. In: <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Interviews2...>, 28.06.2012.

³ Diese Tatsache ist der SPIEGEL-Redaktion so wichtig, dass sie 2016 in ihrer Edition Geschichte das Themenheft „Drei Religionen, ein Gott. Christen, Muslime, Juden – was sie verbindet, was sie trennt“ herausgibt. (DER SPIEGEL. Edition Geschichte. Nr. 2/2016).

⁴ Den Koran zitiere ich nach der Übersetzung von Adel Theodor Khoury. 4. Aufl. Gütersloh 2007. - Im Koran wird Jesus 25-mal als Issa genannt. Vgl. Matthias Schulz, Der wundertätige Issa. In: Themenheft „Drei Religionen, ein Gott“, a. a. O., S. 60.

⁵ Ich zitiere nach der Zürcher Bibel in der Übersetzung von 1942. (4. Aufl. Zürich 1954.)

Judentum, Christentum und Islam.⁶ Diese Auffassung wird heute in den drei Religionen von einer Minderheit geteilt. Unterschiedlich sind in diesen drei Religionen dagegen Wege, die zu Gott führen. Judentum, Christentum und Islam haben nach Lessing nicht nur einen gemeinsamen Gott, auch ihr Anspruch ist seiner Intention nach gleich. Worauf bezieht sich Nathans Plädoyer von der Gleichheit der drei Religionen? Nathan geht von der Annahme aus, dass sich in der Überlieferung der drei Religionen Grundsätze finden, die sich auf Ethik stützen, aus der eine vergleichbare Moral für menschliches Zusammenleben abzuleiten ist: In der Ringparabel stehen drei Ringe für die Idee von einem gemeinsamen Gott der drei monotheistischen Religionen, der sich auf unterschiedliche Weise offenbart. Die Auswahl der drei großen Religionen hat Lessing nicht zufällig getroffen. In Jerusalem, in der Zeit des Verhandeln um einen Waffenstillstand zum III. Kreuzzug 1192, lässt sich glaubwürdig ein Zusammentreffen von Vertretern dreier Religionen arrangieren, die mit Abraham einen gemeinsamen Urvater haben. Mit dem Gleichheitsanspruch dieser Religionen wendet Lessing sich gegen den Absolutheitsanspruch einer Religion, weil in ihm die Grundlage für Konflikte angelegt ist.

Auf die Frage des Sultans in Lessings „Nathan der Weise“, welcher „Glaube“ ihm „am meisten eingeleuchtet“ (III, 7, V. 324 f.)⁷ habe, antwortet Nathan mit einem „Geschichtchen“ (III, 7, V. 389): Vor seinem Tod schenkte ein Vater seinen drei Söhnen je einen Ring mit der Versicherung, er sei von „unschätzbarem Wert“ (III, 7, V. 396), er besitze „die geheime Wunderkraft, vor Gott /Und Menschen angenehm zu machen.“ (III, 7, V. 399 f.)

Jeder der drei Söhne fordert für sich die dem Ring nachgesagte Vorrangstellung. Sie setzen ihre Hoffnung auf eine gerichtliche Klärung. Der Richter sieht sich außerstande, zu entscheiden, wer von den drei Söhnen von seinem Vater den „echte[n] Ring“ erhielt. (III, 7, V. 509) Äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden, sind sie also ihrem Anspruch nach gleich. Ihr Anspruch muss sich demnach in der Wirklichkeit erweisen. „Ich höre ja“, erklärt der Richter, „der rechte Ring /Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen /Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß /Entscheiden.“ (III, 7, V. 499 ff.)

Die von ihm geforderte Entscheidung gibt der Richter deshalb an die Kläger zurück: Der echte Ring muss sich an den an ihn gestellten Eigenschaften bewähren. Die drei Eigentümer der Ringe können nur im wechselseitigen Respekt voneinander dem Anspruch ihres Ringes

⁶ Vgl. Friedhelm Zubke, *Motive moralischen Handelns in Lessings >Nathan der Weise<.* Göttingen 2008.

⁷ Zitate aus dem „Nathan“ weise ich wie folgt nach: Aufzug (I), Auftritt (1), Vers (V. 1).

gerecht werden. Sie sind selbst aufgerufen zu prüfen, welcher der drei Ringe am überzeugendsten die dem echten Ring nachgesagte „Wunderkraft“ entfaltet. Vier Merkmale nennt der Richter, denen der Eigentümer des echten Ringes genügen müsse: „unbestochne /Von Vorurteilen freie Liebe“, „Sanftmut“, „herzliche Verträglichkeit“ und „Wohlthun“. (III, 7, V. 526 ff.)

Merkmale des religiösen Anspruchs sind häufig mit Toleranz beschrieben worden. Für den Gläubigen einer Religion besteht die Zumutung darin, zu respektieren, dass es andere gleichwertige Religionen gibt. Verlangt wird, sich darauf einzulassen, dass ein religiöses Leben auch anders möglich ist, als das selbst gelebte. Der Anspruch von Gleichwertigkeit der eigenen Religion mit anderen religiösen Überzeugungen bleibt anfällig für Intoleranz, weil das für richtig Erkannte durch den Austausch mit anderen Relativierungen ausgesetzt wird.

Offen bleibt die sich aus dem Gleichheitsgebot Lessings ergebende Frage: Wie tolerant kann man einer anderen religiösen Auffassung gegenüber sein, wenn man seine eigene Religion nicht relativieren will? Die Gleichsetzung der eigenen Überzeugungen mit einer anderen, nimmt der eigenen Religion ihre Einzigartigkeit. Das Problem verschärft sich noch, wenn Religionen die Unabdingbarkeit ihrer Lehren verkündigen. Sobald eine Glaubensgemeinschaft ihre Lehre als wahre Religion ausgibt, erweist sich ihre Position als nicht mehr vereinbar mit dem Gebot der Toleranz. Die Ebene der Gleichwertigkeit wird erschwert, weil Toleranz ihrer Bedeutung nach Duldung meint. Aus der Sicht der eigenen wahren Lehre werden dann andere Glaubensauffassungen mit herablassender Akzeptanz behandelt. Toleranz erweist sich hiernach als untauglich für die Akzeptanz von Religionen mit vergleichbarem Anspruch.

Eine Alternative zur Toleranz findet sich bereits in „Nathan der Weise“: Wer die Bereitschaft aufbringt, Lessings „Nathan“ ohne Vorwissen zu begegnen, kann entdecken, dass Humanität einen großen Raum einnimmt. Feindschaft verwandelt Nathan im Gespräch in Freundschaft, nicht voraussetzungslos, denn er entzieht dem Schatzmeister des Patriarchen die eingegangene Freundschaft und schlägt sie an anderer Stelle aus. Nathan beabsichtigte, dem Tempelherrn dafür zu danken, dass er seine Tochter Recha aus einem brennenden Haus rettete. Voller Vorurteile gegenüber Juden erklärt der Tempelherr, mit einem Juden wolle er keinen Kontakt. Die Demütigung des Jüngeren ignorierend, erläutert Nathan dem Tempelherrn den Unterschied zwischen Religion und Mensch: „Verachtet /Mein Volk so sehr Ihr wollt. Wir haben beide /Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind /Wir unser Volk? Was heißt

denn Volk? /Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, /Als Mensch? Ah! Wenn ich einen mehr in Euch /Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch /Zu heißen!“ (II, 5, V. 519 ff.)

Diese Erläuterung kann als Schlüsselsatz von „Nathan der Weise“ angesehen werden. Nathans Argument weist eine auffallende Parallele mit Jesu Äußerung über das Ährenessen seiner Jünger am Sabbat: „Der Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen worden und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ (Markus 2, 27)

Die Überzeugungskraft, die von Nathans Argument ausgeht, nimmt dem Tempelherrn seine Selbstgerechtigkeit. Er erkennt, dass Nathan Mitmenschlichkeit lebt. Der Tempelherr schämt sich, Nathan „einen Augenblick verkannt zu haben.“ (II, 6, V. 527 f.) „Wir müssen Freunde, müssen Freunde werden“ (II, 6, V. 527), erklärt der Tempelherr. Nathan nimmt die angebotene Freundschaft an, indem er erwidert: „Sind /Es schon.“ (II, 6, V. 532 f.)

Die Überwindung von Vorurteilen, von Gleichgültigkeit und Desinteresse gelingt in „Nathan der Weise“ durch Freundschaft mit ihrer wechselseitigen Akzeptanz des Anderen. Im „Gleichnis vom barmherzigen Samariter“ wird die Verhaltensänderung durch das Band der Mitmenschlichkeit erreicht. Das Gleichnis berichtet über einen Mann, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho überfallen und ausgeraubt wurde. Man überließ ihn hilflos sich selbst. Allein konnte er sich nicht helfen. Er war auf die Hilfe anderer Passanten angewiesen. Nachdem ihn ein vorbeikommender Priester und ein Tempeldiener nicht beachteten, nahm sich seiner ein Mann aus Samarien an. Was hat diesen Mann verlasst, dem am Straßenrand Liegenden zu helfen, was war sein Motiv? Lässt die Deutung sich von der Theorie des Anderen von Emmanuel Lévinas leiten, kommen andere Facetten in den Blick. Den Fremden trifft das Antlitz des am Wegesrand Liegenden, es ergreift ihn so, dass er handeln muss. Das Antlitz des Hilfsbedürftigen knüpft ein Band zwischen beiden Menschen, das Band der Mitmenschlichkeit. Der Reisende hilft nicht mit dem Hintergedanken, auch er könnte eines Tages am Wege liegen und der Hilfe anderer bedürfen. Der Helfende gibt dem Überfallenden sein Du zurück. Als der Andere nimmt der Überfallene den Vorbeikommenden in Anspruch, er stellt Forderungen an ihn, die sich aus seinem Menschsein ableiten. Indem dieser sich vom Anderen in Anspruch nehmen lässt, nimmt er das wahr, was beide miteinander verbindet, Mitmenschlichkeit.

Der von mir vertretenen Auffassung, monotheistische Religionen haben einen gemeinsamen Gott, tritt der Bremer Pastor Olaf Latzel in seiner Predigt vom 18. Januar 2015 engagiert entgegen.⁸ Seiner Predigt liegt das 6. Kapitel des Richterbuches mit den Versen 25–37 zugrunde. Jahwe lässt in diesem Text den Altar Baals⁹ und das Bild Ascheras¹⁰ vernichten. Er duldet keinen anderen Gott neben sich. Die lange Geschichte von vielen Gottheiten zu dem einzigen Gott der Israeliten reicht von der Erklärung des ägyptischen Königs Echnaton,¹¹ die im 4. Jahrhundert den Sonnengott Aton zum alleinigen Gott erhebt, das Nebeneinander mehrerer Götter neben Jahwe im Alten Testament und die Einsetzung des Christentums (mit einem Gott) im Römischen Reich durch Konstantin den Großen im Jahr 313. Diese Traditionen reflektiert Pastor Latzel nicht beim Verfassen seiner Predigt. Er wäre sonst zu einer differenzierteren Sicht gekommen, als zu der vereinfachenden Erklärung: Es gibt „nur einen wahren Gott“, den der Christen, der sich in der „klare[n] Verkündigung von Jesus Christus“ offenbart. Demnach können Christen „keine Gemeinsamkeit mit dem Islam haben.“ So wendet Latzel sich gegen überkonfessionelle Bet- und Lehrhäuser, wie sie in Bern und Berlin existieren und in Bremen ein weiteres geplant ist. Kollekte „für die Arbeit in der Moschee in Siegen“ hatte er abgelehnt, weil eine Unterstützung des Islam „Götzendienst“ sei. Unmissverständlich erklärt Latzel „das Nein zum Islam und [die] Vermischung mit dem Christentum.“ (S. 4) Er widerspricht nachdrücklich Christian Wulffs Aussage „Der Islam gehört zu Deutschland“ von 2010.¹² Stattdessen verweist Olaf Latzel auf die Position von Joachim Gauck von 2012, die er sinngemäß zitiert: „Der Islam gehört nicht zu Deutschland. Die Muslime, die hier leben, ja.“ (S. 5)¹³

Da Olaf Latzel eine begriffliche Trennung vornimmt zwischen Sünde und Sünder, kann er, wie er meint, „Nächstenliebe“ gegenüber Muslimen praktizieren. Seine These lautet: „Das absolute Nein zur Sünde, aber das Ja zum Sünder.“ (S. 4) Ungeheuerlich ist es, dass Latzel vom Absolutheitsanspruch des Christentums aus gläubige Muslime zu Sündern erklärt. Die analytische Trennung zwischen Sünde und Sünder ist nicht aufrecht zu halten, weil Sünde von Sündern begangen wird: also, Sünde nicht ohne Sünder und dieser nicht ohne Sünde. Reli-

⁸ Die Predigt von Olaf Latzel: „An Gideon die Reinigung von den fremden Göttern lernen.“ evangelisch.de.10.1.2017. Zitate aus dieser Predigt weise ich mit der Angabe der jeweiligen Seitenzahl aus dieser Quelle nach.

⁹ In der Antike ist Baal die Bezeichnung für verschiedene Gottheiten. In der Bibel wird Baal mehrfach erwähnt.

¹⁰ Aschera ist die altägyptische Göttin. Sie umgibt sich mit Symbolen der Fruchtbarkeit; 40-mal kommt sie in der Bibel vor.

¹¹ Die Lebensdaten Echnatons sind strittig. Eine Datierung nimmt den Zeitraum von ca. 1351 – 1334 v. Chr. an. Echnaton wollte einen Monotheismus politisch durchsetzen; Priester und das Volk traten dagegen auf.

¹² Latzel gibt Christian Wulffs Satz in seiner Rede vom 3. Oktober 2010 verkürzt wieder. Wulff hatte gesagt:

„Aber der Islam gehört inzwischen auch zu Deutschland.“ – Vgl. in dem vorliegenden Manuskript S. 1.

¹³ Vgl. in dem vorliegenden Manuskript S. 1.

giöse Bräuche werden verächtlich abgetan. Nicht anzunehmen seien Einladungen zum „Zuckerfest und all diesem Blödsinn?“ Nicht-Christen seien Sünder, ist nicht vereinbar mit der Wertschätzung, die Jesus Samaritanern entgegenbrachte. Am Jakobsbrunnen begegnet Jesus nach dem Johannesevangelium einer Frau aus Samarien, mit deren Volk die Juden nicht verkehrten. Bei der Bewältigung von Alltagsaufgaben erweist sich diese Frau Jesus überlegen. Er hat kein Gefäß, um Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Im „Gleichnis vom barmherzigen Samariter“ (Lukas 10,25-37) weist Jesus nachdrücklich darauf hin, dass Angehörige seines Volkes den am Straßenrand Liegenden nicht helfen. Wer hilft, ist ein von ihnen, den Juden, abschätzig bewerteter Mann aus Samarien, einem kleinen Land zwischen Judäa und Galiläa. In einer dritten Erzählung werden die Samaritaner lobend als Vorbilder der Juden erwähnt. Jesus heilte nach Lukas 17,11–19 zehn am Aussatz erkrankte Männer. Nur einer von ihnen, ein Samaritaner, bedankte sich bei Jesus.

Verunglimpfungen der Katholischen Kirche übertreffen in der Predigt vom 18. Januar 2015 alles, was in einer zivilisierten Gesellschaft die Kommunikation wechselseitiger Achtung ausweist. Da sagt Olaf Latzel: „Aber das, was Lehre ist in der katholischen Kirche, ist ganz großer Mist.“ „Irrsinn“ sei es, anzunehmen, der päpstliche Segen *Urbi et Orbi* gewähre einen „vollständigen Ablass meiner Sünden.“ Ähnlich verhalte es sich mit den „Wallfahrtsgeschichten“, wenn „das Kleid Marias, die Windeln Jesu, das Lendentuch Jesu ausgestellt“ werden. „Das ist falsch.“ Wer sich gegen diese religiöse Tradition stelle, gefährde „den ökumenischen Frieden, das gute Miteinander mit den katholischen Geschwistern“ (S. 6), das, so ist zu ergänzen, Pastor Olaf Latzel offensichtlich nicht will. Aufgrund seiner beanspruchten Deutungshoheit muss er eine Annäherung der beiden Konfessionen ablehnen.

Auch die protestantische Kirche bezieht Olaf Latzel in seine Kritik ein. Sie vertrete eine „falsche Lehre“, wenn sie dazu ermutigt, „gemeinsame Gottesdienstentwürfe“ mit einem Iman und Katholiken zu feiern: „Das ist Sünde, und das darf nicht sein.“ (S. 4)

Es scheint Pastor Latzel zu entgehen, dass er die katholische Kirche und andere Religionen, insbesondere den Islam, verletzt und kränkt. Respektiert er, so lässt sich fragen, die grundrechtlich geschützte Religionsfreiheit des Grundgesetzes. Es stellt sich hier die Frage nach dem höherwertigen Recht zwischen Religionsfreiheit nach Art. 4 und der Meinungsfreiheit nach Art. 5 Grundgesetz.

Latzel praktiziert eine wortwörtliche Bibelauslegung; er versichert: „Ich sage nur, was in der Bibel steht.“ (S. 2) Die Vielfalt und die Mehrdeutigkeit biblischer Sprachformen wird ignoriert. Ja, es wird der Eindruck erweckt, die Bibel wende sich an den Menschen des 21. Jahrhunderts. Olaf Latzel vertritt eine Theologie, in der, evangelikalen Positionen nicht unähnlich, die Warnung vor der Sünde, dem der Sünder immer wieder aufs Neue anheimfällt, Vorrang hat. Ihm hat sich alles unterzuordnen. Die Botschaft Jesu vom Reich Gottes, dem Sich-einsetzen für eine humanere und gerechtere Welt, muss in den Hintergrund treten.

Ein sechs Jahre altes Kind zeigte sich 2016 Pastor Olaf Latzel überlegen. Wie der Mann aus Samarien hat sich dieses Kind von dem hilflosen Anblick eines Menschen anrühren lassen. Ende September 2016 war in den Medien ein mit Staub und Blut überschütteter 5-jähriger Junge auf einem Stuhl sitzend zu sehen. Er war in Aleppo nach einem Luftangriff aus Trümmern gerettet worden. Dieses Bild veranlasste einen sechsjährigen Jungen aus dem Bundesstaat New York, den Präsidenten Obama in einem Brief zu bitten, den syrischen Jungen in seine Familie holen zu lassen. Im Brief heißt es: „Kannst du ihn bitte holen und zu mir nach Hause zu bringen? [...],FZ] Wir werden ihm eine Familie geben und er wird unser Bruder sein. Catharine, meine kleine Schwester, wird Schmetterlinge und Glühwürmchen für ihn fangen.“¹⁴ Der amerikanische Junge hat sich vom Antlitz eines Gleichaltrigen zum Helfen motivieren lassen. In dem unvoreingenommenen Handeln hat Jesus nach Lukas 18,17 die Überlegenheit eines Kindes gegenüber dem Erwachsenen gesehen.

Mit diesen Ausführungen habe ich den gleichen Anspruch der drei monotheistischen Religionen dargestellt. Wie lässt sich dieser Anspruch in eine gelebte religiöse Wirklichkeit verwandeln?

1. Notwendig ist zunächst eine andere Wahrnehmung der Menschen. Lessing empfiehlt in seinem Nathan, den Menschen ins Zentrum zu stellen, nicht seine Religion: „Sind /Wir unser Volk? Was heißt denn Volk? /Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, /Als Mensch? Ah! Wenn ich einen mehr in Euch Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch /Zu heißen!“ (II, 5, V. 519 ff.)
2. Eine Haltung, die den Menschen als Menschen sieht, nicht als Angehörigen einer Religion, bringt ihm Anerkennung aufgrund seines Menschseins entgegen.
3. Einen Menschen anerkennen, schließt ein, die Quelle zu akzeptieren, aus der er seine

¹⁴ Frankfurter Rundschau, 24./25. September 2016, S. 48.

Identität bezieht: bei vielen Menschen ist es die Religion.

4. Wenn ein Mensch wirklich anerkannt wird, dann wird seine Religion respektiert und geachtet. Wird dagegen ein Mensch anerkannt, aber seine Religion abgelehnt, dann wird diesem Menschen ein entscheidender Teil seines Menschseins abgesprochen.